

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 7

Artikel: Kulturkritische Notizen. Neue Wege in den Berner Jura?
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue Wege in den Berner Jura?

Daß die auch in politischen Dingen als bedächtig bekannten Berner kürzlich einen ersten Schritt dem Frauenstimmrecht entgegen gewagt haben, ist nicht nur den Stimmbürgern der Bundesstadt zu verdanken, sondern ebenso sehr den Jurassiern. Nordwestlich von Biel haben sämtliche Amtsbezirke die Mini-Vorlage angenommen. Mini — weil sie nicht etwa den Bernerinnen in kantonalen Angelegenheiten das Stimmrecht gewährt, sondern lediglich den Gemeinden grünes Licht gibt, ihre Bürgerinnen an die Urnen zu lassen.

Auch das schien den Bernern des alten Kantonsteils noch zu riskiert: außer der Stadt Bern haben alle Bezirke nichts von dem Versuch wissen wollen. Durchs Oberland auf und Oberland ab, durchs Emmental und durchs Seeland rauschte ein großes, ein doppeltes bis dreifaches Nein, in Frutigen sogar ein beinahe vierfaches.

Im umgekehrten Verhältnis zeigte sich der Jura frauenrechtsfreundlich: Courtelary und Delsberg, Münster und Pruntrut und vor allem Biel stimmten haushoch zu; sogar das deutschsprachige und katholische Laufental sagte Ja.

Bald wird sich der alte Kantonsteil vom Jura also — zusätzlich zu den bisherigen Differenzen — auch darin unterscheiden, daß dort die Frauen am Herd bleiben müssen oder vielleicht auch wollen, während sie hier in öffentlichen Angelegenheiten wie die Männer um ihre Meinung befragt werden, vorderhand in Gemeinde-Angelegenheiten. Die ersten werden die Bielerinnen sein: Ihnen wurden die Rechte bereits im gleichen Urnengang in lokalen Dingen gewährt.

Papierberg statt Memorandum

Die Abstimmung verdeutlichte den Trennungsstrich zwischen den beiden Kantonsteilen. Bemerkenswert war dabei, daß sowohl die separatistisch gesinnten Gegenden wie die Bern-treuen Täler im Jura einhellig für das Frauenstimmrecht votierten und zusammen mit der Hauptstadt Bern dem neuen Gesetz auf dem ganzen Kantonsgebiet

zum Durchbruch verhelfen. Die Landgemeinden brauchen sich deswegen aber nicht vergewaltigt zu fühlen: so lang sie wollen, können die Männer dort unter sich politisieren und ihre Frauen — wie das Schlagwort im Abstimmungskampf forderte — «aus dem Spiel» lassen.

Damit sind sich Berner und Jurasier allerdings nicht näher gekommen. Das heißt: man sollte nicht von Jurassiern, sondern von Separatisten reden, wenn es sich um Gegensätze handelt; denn die Sympathiegrenzen zum Bären laufen nicht der Sprachgrenze nach, eher der historischen Konfessionsgrenze, aber auch nicht ausnahmslos. Außerdem schwanken im Jura viele Gemüter: von Natur aus fühlen sie sich vielleicht nicht zu Bern hingezogen, zugleich aber widert sie das hysterische Treiben der Separatistenführer und ihrer Sturmtrupps an.

Unterdessen arbeitet die Bernische Regierung mit zähem Willen an einer Versöhnung. Vor einem guten Jahr schon gab sie bekannt, sie verzichte fortan auf Prestige-Lösungen und beauftragte ein «Komitee der 24», ein sachliches Memorandum auszuarbeiten.

Die fleißigen Vierundzwanziger haben inzwischen einen Papierberg produziert, der seinerseits jedoch noch keine Maus zu gebären vermochte. Sie richteten an die namhaften politischen und kulturellen Vereinigungen einige präzise Fragen und erhielten mehr oder weniger ausführliche Gutachten zur Antwort. Dieses Sammelsurium an unverbindlichen Meinungen, gescheiterten Beobachtungen, guten Ratschlägen und Gemeinplätzen gilt nun als «Memorandum». Vorgesehen war natürlich, aus dem Erhaltenen die Quersumme zu ziehen. Die 24 verzichteten aber lieber auf eine Synthese — nicht gerade eine hoffnungsfrohe Ausgangslage!

Als Ergänzung: ein hypothetisches Pamphlet

Noch bedenklicher ist die Weigerung der Separatisten, bei dem geplanten Verständigungswerk in irgend einer Form mitzuwirken. An keiner Presse-



konferenz ließen sie sich vertreten. Selbstverständlich fragte das Berner Rathaus auch sie um ihre grundsätzliche Ansicht zum Problem — keine Antwort war ihre Antwort. Darauf wurde als Mittelsmann der frühere Nationalrat Rainer Weibel ausgeschiedt, um mit den Separatisten wenigstens zu reden. Man hielt ihn für einen idealen, auf keiner Seite belasteten Unterhändler: Als gebürtiger Luzerner, aber im Laufental heimischer Industrieller und als angesehener Politiker konservativer Observanz gab seine Person keinen Anlaß, das «Rassemblement Jurassien» zu reizen. Aber er fand verschlossene Türen. Nach einigen Monaten geduldiger Annäherungsversuche ließ er sich von seiner Verpflichtung entbinden — er hatte nicht einmal Gelegenheit gefunden, sich mit den Hassern Berns herumzustreiten.

Diese wenden die Methoden der Algerier oder des Vietcong an: Sie erklären sich zu Verhandlungen erst bereit, wenn der Gegenspieler kapituliert hat. Bis dahin wühlen sie weiter.

Es ist unlogisch, wenn in manchen Zeitungen, welche für den Separatismus eine gewisse Sympathie hegen, das rüde und starrköpfige Benehmen des Rassemblements gerügt wird. Für dieses handelt es sich hier ja nicht um eine Frage, in der man nach eidgenössischer Gepflogenheit «in guten Treuen zweierlei Meinung» sein kann, um schließlich einen erträglichen Kompromiß zu finden. Die Separatistenführer stehen zu ihrem Fanatismus, und Fanatiker verschmähen jeden Kontakt mit dem «Feind» als Verrat. Alles, was die Bärenmarke trägt, wird von diesen Extremisten als schlechthin feindlich angesehen.

Neue Wege

Angesichts dieser Lage wirkt der Versuch, zu den freigebig verfaßten und eingesammelten Berichten doch auch noch einen separatistischen zu kriegen, rührend. Er ist zum vornherein zum Scheitern verurteilt, wird vielleicht auch bloß arrangiert, um der Welt zu zeigen, daß man um des ersehnten lieben Friedens willen kein Mittel gescheut habe. So wollen also die 24 selbst eine separatistische Stellungnahme zusammenbrauen, die dann zum Schluß nach Delsberg geschickt werden soll mit der höflichen Frage, ob sich das Schriftstück mit dem Sinn und Geist des Rassemblements decke.

Hier wird so etwas wie politische Schizophrenie verlangt: die zur Harmonie Bereiten müssen sich in die Gemüter der andern versetzen, die in einer glatten Trennung die einzig mögliche Lösung sehen, und diesen wiederum wird zugemutet ein fremdes Pamphlet als ihre eigene Willenskundgebung zu bezeugen, nachdem sie ausdrücklich nichts mit der Sache zu tun haben wollten. Es müßten schon Zeichen und Wunder geschehen, wenn die hypothetische Fleißarbeit der Kommission mit gültiger Unterschrift zurückkäme!

Ou bi üs Ämmital!

Nüchtern besehen scheinen die Berner leider von einer Lösung des Juraproblems weiter als je. Dennoch hat die Umfrage viel Nützliches zutage gefördert. Die Untersuchung eines Patienten ist nie sinnlos, auch wenn noch keine Medizin gegen sein Leiden gefunden ist. Die meisten Antworten setzen allerdings nicht einen kranken Organismus voraus, sondern einfach bösen Willen.

Aus dem bunten Strauß der Bernischen Meinungen pflücken wir ein paar Blüten. Verhältnismäßig einfach hat sich die Volkswirtschaftskammer des Emmentals die Sache gemacht: Sie findet, eine wirtschaftliche Entwicklung täte dem Jura gut, aber dem Emmental noch besser, und formuliert ihre Vorschläge nach dem Grundsatz, das Hemd liege jedem näher als der Rock:

— Verbesserung der Straßen- und Bahnverbindung (gilt analog für das Emmental);

— Erleichterung der Investitionen durch die staatlichen Kreditinstitute (gilt auch für das Emmental);

— Förderung der Regionalplanung im Jura (wie im Emmental);

— Förderung des Fremdenverkehrs (wie im Emmental).

Vom Jura-Problem selbst ist in dieser Tabelle kaum ein Hauch zu spüren. Der Unterschied zwischen Jura und Emmental kommt nur beim letzten Punkt, beim Fremdenverkehr, zur Sprache, und zwar ziemlich giftig: «Voraussetzung dazu ist allerdings, daß öffentliche und private Sicherheit garantiert sind.»

Andere Vereinigungen, die nicht in emmentaler Selbstgenügsamkeit sich in den Vordergrund stellen, wenn sie etwas über den Jura sagen sollen, rücken ebenfalls die wirtschaftliche Entwicklung in den Vordergrund — als ob es sich um ein unterentwickeltes Heidenland hinter dem Mond handelte. Die freisinnige Partei empfiehlt eine vierspürige Straße durch die Taubenlochschlucht, «um den Jura aus seiner geographischen Isolation zu befreien», und auch das «Junge Bern» sieht in den Straßen ein wichtiges Verbindungsmittel in des Wortes ganzer Bedeutung: «Es ist nicht zu bestreiten, daß die verkehrsmäßige Abgelegenheit großer Teile vom Jura, selbst schon von Biel, dem Gefühl für die Einheit des Kantons erheblich im Wege stehen.»

«Krasse Unkenntnis der Geschichte»

Die zuverlässigste Begründung der Krise hat wohl der historische Verein des Kantons Bern gefunden. Sein Gutachten schließt mit den Sätzen: «... doch ist sowohl innerhalb wie außerhalb unseres Kantons, selbst bei Gebildeten, immer noch krasse Unkenntnis der jurassischen Geschichte feststellbar. Der um Objektivität bemühte Bürger spürt zwar meist, daß viele Thesen falsch sind, aber er hat ihnen keine eigene Sicht der Dinge

entgegenzustellen. Man muß ihm also behilflich sein, zu einer solchen zu gelangen.»

Eingedenk des Hölderlin-Wortes: «Was bleibet aber, stiften die Dichter», wurde auch der Bernische Schriftsteller-Verein angefragt. Dessen Antwort paßt aber eher zum Goethe-Spruch: «Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte.» (Glücklicherweise gibt es zur Beurteilung fast jeder Aktualität ein klassisches Zitat, so oder so...)

Die Bernischen Schriftsteller nämlich waren überhaupt nicht in der Lage, gemeinsam etwas zur Sache zu sagen, und ihrem Präsidenten, dem aus menschenfreundlichen Radiohörspielen bekannten Erwin Heimann, blieb nicht anderes übrig, als im eigenen Namen seine Meinung zu äußern. Sie folgt dem Bekenntnis, daß sich «kein Schriftsteller-Verein aus Individuen zusammensetzt, die zum Teil ihre Aufgabe darin erblicken, grundsätzlich und oft unbesehen für die Minderheiten und anti-gouvernemental zu sein».

Erwin Heimann zielt mit diesen Worten auf den Präsidenten des gesamtschweizerischen Vereins der Poeten: der Welsch-Walliser Maurice Zermatten hat vor einem Jahr eine Sympathiekundgebung zugunsten der Separatisten mitunterzeichnet — «mehr aus einem allgemeinen Solidaritätsgefühl heraus als aus Überzeugung und Kenntnis der Dinge», ergänzt der Bernische Schriftsteller. Er selbst, Heimann, weilte einige Herbstmonate im Jura, um aus eigener Sicht den Trenngraben kennen zu lernen. Er kommt zum Schluß: «Maßnahmen zur Entwicklung der Kultur sind auf weite Sicht immer etwas fragwürdig.» Kultur lasse sich nicht organisieren; sie müsse entstehen.

Zweisprachigkeit — helvetische Vorspiegelung

Den Kernpunkt sieht der Schriftsteller in der Sprache: «Im Jura ist es die deutsche Sprache, die angegriffen und in Verteidigungsstellung ist» — um dann etwas bitter zu ergänzen, daß

die öffentliche Hand Berns die welschen Jurassier immer mit besonderer Freundlichkeit gehätschelt habe, etwa in der Zuteilung kantonal-bernischer Literaturpreise. Außerdem besitze der Berner Jura in seiner zweibändigen «Anthologie Jurassienne» eine Dokumentation seiner Kultur, auf welche die Deutschberner neidisch sein könnten.

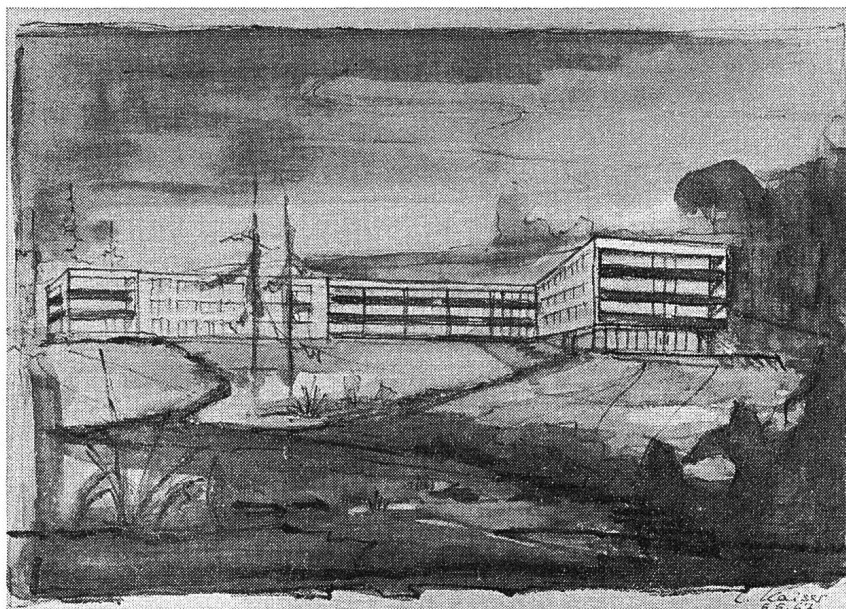
Dann aber: «Kulturelle Beziehungen über die Sprachgrenzen hinweg bedingen Zweisprachigkeit. Wir dürfen ohne Überheblichkeit feststellen, daß ein kultivierter Deutschschweizer fast selbstverständlich — wenigstens einigermaßen — französisch spricht, während bei Welschen Deutschkenntnisse eher die Ausnahme bilden.»

Heimann weiter: «Wir haben keinerlei Aversion gegen die französische Sprache, während im Welschland — und im Jura besonders — eine Ablehnung der deutschen Sprache vorhanden ist und gezüchtet wird. Wenn es uns Deutschbernern aber ernst ist mit der Pflege der Kontakte, wäre es klug und anständig, daß wir uns im Verkehr mit unseren Confédérés der schriftdeutschen Sprache bedienen, wenn unser Gesprächspartner bloß über ein Schuldeutsch verfügt.»

Hier wird an eine offene Wunde gerührt: Den Sprachenstreit zu schlichten wäre wohl noch wichtiger als Eisenbahnen und Straßen auszubauen und neue Fabriken in die abgelegenen Dörfer zu stellen. Aber auch schwieriger.

Man gibt das in unserer Schweiz nicht gerne zu. Im Ausland sind wir als von Geburt an zwei-, drei- wenn nicht viersprachiges Volk bekannt; die Existenz dieses Clichés tut unserem Selbstbewußtsein ungemein gut. Wir glauben sogar selbst an unsere Mehrsprachigkeit. Dabei weiß jeder aus seinem Alltag, wie verhältnismäßig dünn die Leute gesät sind, die sich wirklich auch nur in einer einzigen Fremdsprache einigermaßen geläufig unterhalten können. Das Kauderwelsch der meisten Deutschschweizer ist dem Kauderdeutsch der meisten Welschen auch nicht so turmhoch überlegen, wie

Kurhaus + Bad Sennrüti 9113 Degersheim SG



Eröffnung des neuen Kurhauses: Januar 1968
Alle Zimmer in Südlage mit Telefon, Bad, Dusche und WC.

Aerztliche Leitung:
Dr. med. Robert Locher, Spezialarzt FMH für innere Medizin

Verlangen Sie bitte Prospekte durch Telefon 071 / 54 11 41
Kurhaus und Bad Sennrüti, 9113 Degersheim

«Nein, danke -



ich rauche nicht mehr und fühle mich viel wohler.»
«Wie haben Sie dies bei Ihrer Leidenschaft zur Zigarette fertiggebracht?»
«Ganz einfach und mühelos mit

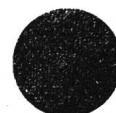
NICOSOLVENS

der ärztlich empfohlenen Nikotin-Entgiftungskur.
Bitte denken auch Sie an Ihre Gesundheit und machen Sie es wie ich.»

Aufklärende Schriften unverbindlich durch die Medicalia, 6851 Casima/Tessin

Buffet Zürich **IB** Ihr Treff-

Inhaber Rudolf Candrian





Mit Erwachen der Natur
Grünen üppig Feld und Flur
Doch spriesst Unkraut – welche Pein –
Kaufe schleunigst TURSAL ein

TURSAL

Der rasch wirkende Unkrautvertilger der

ELEKTROCHEMIE TURGI



Neue Wege

Erwin Heimanns Beobachtungen ahnen lassen. Ehrlich gesagt: wir unterscheiden uns nicht allzusehr von den Belgiern, denen vorgeworfen wird, sie weigerten sich, gegenseitig Flämisch und Französisch zu lernen, daher der schwelende Dauerkrach zwischen den Sprachgruppen.

Der Rektor der Berner Universität, André Mercier, stellt in seinem Jura-Gutachten die Muttersprache ebenfalls in den Vordergrund. «In dieser Hinsicht befindet sich die Bevölkerung des Berner Juras in einer viel günstigeren Lage als der alte Kantonsteil; denn sie hat keine Schwierigkeiten, sich im Bereiche einer Weltsprache zurechtzufinden, wogegen sich die Bevölkerung des alten Kantonsteils, die täglich in ihrer Mundart spricht, nicht heimisch fühlt, wenn sie zur Schriftsprache greifen muß.»

Wie richtig urteilt Rektor Mercier! Es wäre hier beizufügen, daß sich in der gesamten deutschen Schweiz, vor allem aber im Bernbiet, zur Zeit eine sprachliche Entwicklung bemerkbar macht, die tragisch zu nennen man versucht ist: Zwar ist der Deutschschweizer oft nicht imstande, auch nur einigermaßen fehlerfrei schriftdeutsch zu sprechen; aber auch seine Mundart ist ihm fremd geworden. Er übersetzt das ihm täglich vorgesetzte Zeitungs-, Radio- und Fernsehdeutsch samt allen modischen Unarten und Relativsätzen in seinen Dialekt; etwas sprachlich Charakterloseres läßt sich kaum denken. Das Berndeutsch, das im Berner Großen Rat gesprochen wird, ist denn auch — von löblichen Ausnahmen abgesehen — ein korumpiertes Hochdeutsch mit Heimatschutz-Akzent, während die jurassischen Ratsmitglieder ein genormtes Schul-Schriftdeutsch einführen möchten.

Zu ihrer eigenen Sprache haben unsere Romands eine viel engere Beziehung als die Deutschschweizer. Man sieht das — um ein mir buchstäblich naheliegendes Beispiel zu nennen — an den bundesrätlichen Botschaften: Nicht selten muß man sich die französische Übersetzung beschaffen, um

den Sinn des deutschen Textes zu entwirren. Grammatikalische Schnitzer wie etwa «Munitions- und Kameradendiebstahl» würde sich eine französisch schreibende Amtsstelle nicht erlauben!

Freundschaft statt Wirtschaft

Rektor Mercier nennt einige Ideen, die im Jura verwirklicht werden sollten und welche — Schriftsteller Heimann wird dem kaum widersprechen — eben doch das fördern, was man so Kultur nennt: Er schlägt vor, eine regionale Hauptstadt zu bilden, die gleichzeitig Anziehungs- und Ausstrahlungszentrum wäre. Hier sollten sich finden:

— Ein Institut für besondere Studien über alle Fragen, die den Jura betreffen samt Geschichte, Geologie oder Folklore;

— ein Konservatorium für Musik, das bis zu höhern Diplomen führen könnte;

— Institute zur Förderung der Kunst und der Technik; auch Kunstgewerbe und Theater müßten in den Kulturkreis einbezogen werden.

Als heilsam für das gegenseitige Verständnis preist der Rektor schließlich den Austausch, nicht den wirtschaftlichen, sondern den freundschaftlichen. Die Jugend muß zu einander finden, wenn die Alten versagen. Einfaches Mittel: längere gegenseitige Besuche von Mittelschülern und Seminaristen.

In der Tat: Warum sollte ein systematischer Austausch, wie er sich zwischen ehemals verfeindeten Nationen, zwischen Kontinenten und zwischen gänzlich verschiedenen Menschenrassen längst bewährt hat, sich nicht auch innerhalb des selben eidgenössischen Kantones riskieren lassen?

